Vorgeschichte der Stadt Brandenburg

bis zum Ausgang der Ludolfinger.

Von

R. Schillmann,

Mitglied des historischen Vereins zu Brandenburg.

Vorbemerkung. Die folgenden Untersuchungen, welche sich über einige Theile der ältesten Geschichte unserer Stadt ausführlicher verbreiten, hätte ich am liebsten in aphoristischer Form gegeben, im Uebrigen auf Heffter's verdienstvolles Buch verweisend, in welchem Brandenburg eine Geschichte seiner Vergangenheit besitzt, wie sie wenige Städte haben. Allein in Rücksicht auf den Zweck der Programmabhandlungen der Realschulen, welche reiferen Zöglingen und weiteren Kreisen Lesbares bieten sollen, habe ich den Weg zusammenhängender Geschichtserzählung gewählt, auf die Gefahr hin, manches Bekannte zu wiederholen.

Möge Herr Professor Heffter, welcher Jedem, der sich diesem seinem Arbeitsfelde nähert, in liebenswürdigster Weise entgegenkommt, auch da, wo ich von ihm abweiche, die Hochachtung und die Dankbarkeit nicht verkennen, welche ich gegen ihn empfinde.

I. Deutsche zwischen Elbe und Weichsel.

Lange bevor mit der Reise des Massilischen Kaufmanns Pytheas der erste Lichtstrahl der Geschichte auf unsere nordöstliche Tiefebene fällt und, wenn auch in matten Umrissen, deutsches Leben auf schon fortgeschrittener Entwickelungsstufe zeigt, haben Menschen anderer Zunge und anderes Stammes hier gehaus't und von der untersten Culturstufe sich langsam weiter entwickelt. Man hat auch hier die Stein- und Knochenwaffe geschärft, man hat in weiterem Fortschritt mit dem Werkzeuge von Erz gearbeitet, man hat endlich das Eisen geschmiedet; man hat auch hier über dem Wasser auf Pfählen gewohnt, mit den Thieren der Wildniß einen langen Vernichtungskampf geführt, den Wald gerodet oder ausgebrannt, um endlich sich und den Heerden an den grasreichen Ufern der Gewässer die Heimat zu bereiten und den Pflug in den Boden zu setzen. Es waren das Völker anderer Glieder- und Schädelbildung, nicht Germanen, nicht Slaven; schon die Griffe dieser Erzwaffen sind viel zu eng für die germanische und slavische Faust. Wie man annehmen muß, sind es Völker finnischer Abstammung gewesen, welche, wie den ganzen Norden Europa's, so Norddeutschland inne hatten und dann von den weiterdrängenden indogermanischen Völkern theils in den äußersten Norden gedrängt, theils vernichtet, theils in harter Knechtschaft gehalten wurden. Denn auf eine gänzliche Vertilgung einer überwundenen Bevölkerung sieht es meist auch der rohe Sieger nicht ab; hat er die Widerstandsfähigkeit derselben gebrochen, so verwendet er sie in strenger Botmäßigkeit zu den schweren Arbeiten, welche ihm die Grundlage seiner Existenz schaffen und die selbst zu verrichten er nicht geneigt ist.

Als um das Jahr 320 vor Christi G. der obengenannte Pytheas, an der Küste Spaniens, Galliens, Britanniens hinfahrend, in die Nordsee und Ostsee einsteuerte, um die Bernsteinküste genauer

zu untersuchen, fand er hier an einer Versumpfung des Meeres ein germanisches Volk, die Gutonen, welche den Bernstein an die benachbarten Teutonen verkauften.[1]) Nach Vellejus Paterculus fließt die Elbe am Gebiet der Semnonen und Hermunduren vorbei.[2]) Pomponius Mela, ein Zeitgenosse des Kaisers Claudius, kennt Cimbern und Teutonen diesseits der Elbe.[3]) Plinius, die Völker Ostdeutschlands als Vandiler (Vandalen) zusammenfassend, nennt unter ihnen Burgundionen, Variner, Cariner, Gutonen; er bemerkt aber auch, daß nach Anderen die Küste, von Skandinavien an bis zur Weichsel, von Sarmaten und Venedern, also slavischen Völkern bewohnt sei.[4]) Nach Tacitus ist das ganze Land von der Donau nordwärts bis Skandinavien und westwärts von der Elbe mit Sueben besetzt, unter denen die Semnonen die edelsten sind und die ältesten, des Suebischen Volkes Ursprung. Schon wegen ihrer gewaltigen Leiber standen sie in höchster Achtung. In ihrem Lande ist der heilige Hain, in dem Gott wohnt, der Regierer aller Dinge; Gesandte aller suebischen Völker versammeln sich hier zur bestimmten Zeit und begehen mit Menschenopfern ihren barbarischen Götzendienst.[5]) Ptolemäus, einer der bedeutendsten Geographen des Alterthums, ein Zeitgenosse des Antoninus Pius, setzt diese Semnonen ostwärts von der Elbe in das heutige Brandenburg und in die Gegenden nord- und ostwärts von demselben.[6]) Bis zu ihnen reichte einst die Herrschaft des Marbod, sie fielen jedoch mit den Longobarden von ihm zum Arminius ab.[7]) Genauere Kunde als von den binnenländischen Völkern Ostgermaniens hat Tacitus von denen, welche die Küste bewohnen; er kennt die Schweden (Suiones), deren Schiffe er beschreibt; an der Ostsee sitzen Rugier und Lemovier, welche unter der Herrschaft von Königen stehen, runde Schilde und kurze Schwerter führen; an der preußischen Küste die Aestier, an Sitten und äußerer Erscheinung Sueben, der Sprache nach den Britten verwandter. Vielleicht also ein Rest celtischer Völker, deren Ansässigkeit auch für Norddeutschland doch wohl nicht mehr geleugnet werden darf.[8]) Die Veneti (Wenden), Peuciner oder Bastarner, die Fenni (Finnen) sitzen im östlichen Binnenland; Tacitus weiß nicht recht, soll er sie den Sarmaten (Slaven) oder Deutschen beizählen. Südlich von Rugiern und Lemoviern, an der Weichsel, kennt er die Gothen; um die Quelle der Elbe sitzen die Hermunduren, im heutigen Böhmen Markomannen, in den Karpathenländern Quaden.[9])

Der Raum und der Zweck dieser Blätter verbieten, auf diese Völkerschaften und ihr Verhältniß zu einander näher einzugehen; es sollte nur daran erinnert werden, daß die Römer sich im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt auch die Lande östlich von der Elbe bis zur Weichsel und darüber hinaus von deutschen Völkern bewohnt dachten. Sie haben aber auch Kunde, daß slavische Stämme hinter diesen wohnen und zum Theil mit ihnen vermischt sind. Auch von den Völkern celtischer Zunge, in ihrer Masse von den Germanen unterjocht oder vertrieben, kämpfen noch Bruchtheile um ihre Existenz. Wenn auch in nicht klaren Umrissen, erscheint uns Ostdeutschland in der knappen Beschreibung des Tacitus als ein Kampffeld, auf welchem finnische, celtische, germanische und slavische Nationen gegen einander um Freiheit und Dasein ringen; nur daß der Kampf im Ganzen zu Gunsten der Deutschen entschieden ist.

Diese östlichen Lande sind den Römern nicht unbekannter, als die westlichen, und Tacitus hätte wahrscheinlich Näheres darüber berichten können, hätte er es gewollt; stünde bei ihm nicht das historische Interesse in erster, das geographische erst in zweiter Linie. Denn in der Zeit, in welcher er schrieb, ward ein lebhafter Handel zwischen den Römern und diesen Ostgermanen getrieben. Was sonst Germanien Begehrenswerthes den Römern bieten konnte, dafür hatten diese wohl nähere Bezugsquellen; durch diese Lande bezog man vor Allem den Bernstein, welcher im Leben der üppigen Römer eine wichtige Rolle spielte. Man verfertigte aus ihm Schmuckgeräth aller Art; aber selbst in der Heilkunst der Römer ward er vielfach angewendet. Gegen Halsentzündung und Mandeldrüsen trug man ihn um den Hals; zu Pulver gestoßen, trank man ihn gegen Magenleiden, wie gegen Anfälle von Wahnsinn; der goldfarbene heilte Fieber und andere Krankheiten, mit Honig und Rosenöl vermischt, Gebrechen des Ohres und Auges. Kleine Kinder trugen ihn als Amulette. Am geschätztesten war der braungelbe, sowie der, welcher die Farbe des falernischen Weines hatte. Ein kleines Bild, daraus verfertigt, wird theurer bezahlt, sagt Plinius, als ein lebendiger Mensch. Nero legte in einer seiner poetischen Launen den Haaren der Poppaea den Namen „Bernstein" bei und pries die Geliebte dann selbst in einer Ode als „seinen Bernstein". Er ließ dieses Harz in solchen Massen herbeischaffen, daß er die Netze, welche bei den Fechterspielen zur Abwehr der wilden Thiere dienten, mit Bernsteinverzierungen durchknoten, daß er die Todtenbahre und die ganze Zurüstung für einen Tag aus Bernstein verfertigen ließ.[10]) Schon in den ältesten Zeiten hatten ja die Phönizier den Bernstein aus den bekannten Fundstätten geholt, ihren Spuren waren Griechen und Römer gefolgt.

---

[1]) Plinius nat. hist. 37. 11. [2]) Vellej. Paterc. II., 106. [3]) Pomponius Mela III., 3. [4]) Plin. nat. hist. IV., 27 u. 28. [5]) Tacitus germ. 39. [6]) Ptol. Geogr. lib. II., cap. 11. § 15. [7]) Tac. Ann. II., 45. [8]) Vergl. unter A. Leo, Vorles. I., S. 194 ff. Mahn, etymologische Unters. [9]) Germ. 44, 45. [10]) Plin. nat. hist. 37; 2, 3 u. ff. Schon den Homerischen Helden dient der Bernstein neben Gold, Silber und Elfenbein als Schmuck des Zimmers, wie des Leibes. Odyssee 4. 74, 15. 260 u. 18. 296.

Die hauptsächlichsten Fundstätten desselben befanden sich damals, wie noch heute, an der preußischen Küste. Dort hatte Pytheas erfahren, daß die Anwohner ihn statt des Holzes als Feuerung gebrauchten;[1]) nach Tacitus nannten die Aestuer, welche damals jene Küste bewohnten, ihn Gläsun und erfuhren mit Staunen, daß man Geld für das bot, was so lange unter den andern Auswürfen des Meeres unbeachtet liegen geblieben war. Römische Kaisermünzen sind in großer Menge dort gefunden, besonders solche des Mark Aurel und Antoninus Pius; sie wurden als Amulette getragen und den Verstorbenen mit in die Todtenurnen gegeben.

Von den Hauptwegen, auf welchen die Römer den Bernstein bezogen, ging der eine zur See; hier war es, wo römische Handelsschiffe den Spuren der Phönizier und Griechen folgten. Diese bekannten Küsten waren längst gemessen, Plinius konnte somit die Länge der Nord- und Ostseeküste von der Schelde bis nach Sarmatien bestimmen; freilich giebt er sie viel zu lang an.[2]) Die anderen Handelswege nach der Bernsteinküste gingen von Süd nach Nord, von der Donau zur Ostsee, mitten durch das Land. In Marobodunum, der Hauptstadt des bekannten Markomannenfürsten, befanden sich bei der Eroberung derselben Kaufleute und Krämer aus den römischen Provinzen, welche Erwerbslust aus der fernen Heimat hierher zusammengeführt. Zu Plinius Zeiten lebte ein römischer Ritter, der den Bernstein für Nero's Fechterspiele herbeigeschafft hatte. Er war von Carnuntum, an der Donau in Pannonien, nach der Ostsee vorgedrungen, hatte die Handelsorte und Küsten durchwandert.[3]) Wie würden wir es dem Römer danken, hätte er ihn ausführlicher ausgefragt und uns seinen Bericht wiedergegeben! Es ist nicht zu bezweifeln, daß römische Kaufleute lange vor jenem Ritter die Handelswege gekannt und besucht haben, daß Andere ihm gefolgt sind, ebensowenig, daß deutsche Händler den gesuchten und gut bezahlten Bernstein ihnen entgegengebracht haben. Mehr als Plinius hat Claudius Ptolemäus aus Pelusium, gleich groß als Astronom, wie als Geograph, sich bemüht, aus den Erzählungen der Kaufleute, der römischen Gefangenen, der Deutschen selbst, welche im Heere der Römer zahlreich dienten, ein Bild von dem Lande der Ostgermanen zu entwerfen. Nach seinen Völkertafeln sitzen in unsern Gegenden die Semnonen, westlich durch die Elbe von den Longobarden geschieden, nördlich und östlich bis zum Flusse Suevus (vielleicht die Warne, vielleicht eine der Odermündungen); von dort bis zur Oder sind Burgunder ihre Nachbarn, welche bis zur Weichsel reichen; rechts von diesem Flusse sitzen noch die Gothen, wie es scheint, als letzte Vorhut der Germanen gegen die sarmatischen (slavischen) Völker. Von der Bernsteinküste haben die Wenden (Venedä) bereits die Aesten verdrängt; von ihnen westwärts an den Pommerschen Küsten sitzen noch die Rugier und in Mecklenburg die Variner, rechts von der untern Elbe Sachsen. Aber mit der Aufstellung dieser Völkertafel begnügt sich Ptolemäus nicht, er theilt das Land nach Längen- und Breitengraden, wobei es ihm freilich begegnet, daß er nicht nur die Ausdehnung des Landes von der Donau bis zur Ostsee um 2 Breitengrade zu weit angiebt, sondern auch, daß er die Küsten zu weit ausdehnt, indem er die Windungen derselben nicht in Rechnung bringt; aber noch mehr, er kennt in diesem Ostgermanien eine große Anzahl von Orten der geographischen Lage und dem Namen nach, welche er Städte nennt.[4]) Es ist natürlich, daß man diese Angaben des Alexandriners mit mißtrauischem Auge angesehen hat, zumal, was germanische Städte anlangt, er im strikten Widerspruch mit Tacitus steht; man hat ihn gar für einen Phantasten gehalten, der den Raum zwischen Elbe und Weichsel willkürlich mit Namen angefüllt. Es ist ja auch nicht zu verwundern, daß seine Angaben an Ungenauigkeit leiden, da er die Lande selbst nicht bereist, also keine Messungen an Ort und Stelle vorgenommen hat; er wird in der Unterscheidung von Haupt- und Nebenzweigen der Deutschen oft geirrt haben, es werden unter seinen „Städten" sehr viele gewesen sein, welche diesen Namen auch nicht im Entferntesten verdienten; man mag endlich zugeben, daß sein Streben nach mathematischer Genauigkeit ihn zu Irrthümern verführt hat: das ist aber auch Alles, was man seinen Gegnern zugeben darf.[5]) Seit Mannert, Kruse, Ritter u. A. den Weg zu seinem Verständniß gewiesen, muß das Hauptsächlichste, was Ptolemäus berichtet, als hinreichend geschützt erachtet werden. Mannert[6]) hat die Handelsstraßen wieder aufgewiesen, an welchen jene Ortschaften Stationen waren. Er nimmt an, daß die Germanen von Norden her mit dem Bernstein den Römern, welche von der Donau kamen, entgegengegangen seien. Eine solche Straße wird denn auch das Land der Semnonen berührt haben. Sie begann an der Ostsee bei Laciburgium, in der Nähe der Warnemündung, im heutigen Mecklenburg, ging über Bunitium in der Gegend des heutigen Rostock, von dort nach Alistus, Cistonia, an der Nordgrenze des Semnonenlandes, nach Susudata im Süden desselben, von dort weiter nach der Donau. Wie dem auch sei für uns genüge als feststehende Thatsache: als Ptolemäus schrieb, ist das Land überwiegend im Besitz der Deutschen, doch haben die Slaven bereits an der Ostsee

---

[1]) Pl. n. h. 37, 2. [2]) Plin. nat. h. IV., 28. [3]) Pl. n. h. 37, 3. [4]) z. B. Pt. Geograph. II. 27. πόλεις δὲ τίθενται κατὰ τὴν Γερμανίαν ꝛc. [5]) z. B. v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung, welcher sich wegwerfend über ihn ausspricht, ohne zu überzeugen. Wäre Wietersheim's Urtheil richtig, so dürfte dieser Forscher nicht concedieren, daß Ptolemäus dennoch nicht ohne Werth für die altgermanische Geographie sei; dann wäre dieser einfach ein Charlatan. [6]) Mannert, Germania 450 fl.; vergl. auch Kruse Archiv für alte Geographie und Geschichte, Heft I.–III.

sich festgesetzt. Die weiten Gebiete zwischen Elbe und Weichsel stehen mit den Römern in nicht unbedeutendem Handelsverkehr; es führen Handelsstraßen von der Donau zur Ostsee; an ihnen liegen eine Menge von Ortschaften, von denen ein Theil dem römischen Auge das Bild von Städten darbot.[1]) Römische Münzen, welche in nicht geringer Zahl auch in der Mark gefunden sind, weisen ebenfalls auf den Verkehr mit Rom hin[2]).

II. Wenden diesseits der Elbe.

Mit Ptolemäus erlischt auf lange Zeit das Licht, welches Ostgermanien, wenn auch nur in undeutlichen Umrissen, beschienen. Als es dann wiederum tagt, sind die Deutschen nicht mehr Herren dieser Ebenen; sie sind, wenigstens in der Volkkraft ihrer streitbaren Mannschaft, südwärts davon gezogen; sie schicken sich an, das römische Weltreich zu zertrümmern und Europa und in ihm die Welt zu verjüngen. Hier haben sie den Slaven Platz gemacht.

Im Jahre 595 nach Christi Geburt gehen slavische Spielleute von der Küste der Ostsee als Gesandte zum Chan der Avaren an die untere Donau, um ihr Volk wegen der Zurückweisung eines angebotenen Bündnisses zu entschuldigen. Sie werden von demselben gefangen zurückgehalten, entfliehen jedoch zum griechischen Kaiser Mauritius, dessen Schutz anrufend. Fünfzehn Monate haben sie auf dieser Fahrt zugebracht. Sie geben an, unbewaffnet seien sie ausgezogen, ihr Land bringe kein Eisen hervor, ihr Volk wohne in Frieden. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Männer sich friedfertiger stellten, als sie waren. Wenigstens, als sie entschieden in die Geschichte eintreten (freilich erst zur Zeit Karl's des Großen), sind sie nichts weniger als friedfertig; sie haben sich zu Herren des ganzen Landes ostwärts der Elbe gemacht, welche sie als Grenze nicht respectiren. Ihre westlichen deutschen Grenznachbaren sind nun die Sachsen, nicht etwa ein neuer Volksstamm, sondern jetzt mit ihrem Namen die Völker umfassend, welche längst zwischen Elbe und Weser gewohnt.[3]) Die Slaven treten, wie die Deutschen in verschiedenen Volksstämmen auf, deren Namen und Sitze im Laufe der Geschichte sich mannichfach modificiren. In der Karolingerzeit wohnen im heutigen Mecklenburg die Obotriten, südwärts von ihnen die Wilzen, zu denen die Häfeldan im Havellande gehören. Später erscheinen zu beiden Seiten der oberen Havel Luitizer, wie Thietmar von Merseburg berichtet[4]), ohne die sonst den Slaven eigene Königsherrschaft und südlich vom Havellande, zwischen Elbe und Oder, die Lusitzer. Bei Widukind von Corvey[5]) erscheinen Wilzen, zuvor ein Hauptstamm, als Nebenzweig und den Hevellern und Redariern (in der Priegnitz) coordinirt. Später noch treten andere Völkerschaften hervor, die Tollenser an dem bekannten Flusse, in Neuvorpommern die Zircipaner, nördlich von den Hevellern die Stoderaner. Alle diese Völkerschaften werden dann unter dem Namen der Wenden zusammengefaßt; rechts von der Oder sitzen, südlich von den Pommern, die Polen, mit den Wenden oft in die feindlichste Berührung tretend.[6])

Als Karl der Große die Sachsen unterwirft, erscheinen die Obotriten als seine Verbündeten, welche dafür von den Wilzen, die darin einen Verrath an der gemeinsamen Sache erblicken mochten, schwer heimgesucht werden. Karl eilt seinen Verbündeten zu Hülfe, dringt über die Elbe und Peene bis zur Ostsee vor. Wie die Lorscher Annalen berichten, drangen damals Friesen zu Schiffe auf der Habola vor; ist dieser Fluß unsere Havel, so hat jener Kriegszug unsere Gegenden berührt, doch hat damals auch die Yssel einen ähnlich klingenden Namen gehabt.[7]) Obotriten, wie Wilzen werden nun dem Frankenkönige unterthan, jene erhalten zur Belohnung das Land an der rechten Elbmündung, als Karl die sächsische Bevölkerung von dort nach Franken verpflanzt. Als treue Bundesgenossen helfen sie dem Kaiser nun im böhmischen Feldzuge, während eine fränkische Flottille die Elbe aufwärts fährt bis in die Gegend von Magdeburg, wo eine Feste angelegt wird. Die Treue der Wilzen ist nicht von langer Dauer; mit den Dänen im Bunde fallen sie über die Obotriten her, werden jedoch von einem fränkischen Heere verscheucht; aber ein neuer Feldzug des jungen Karl über die Elbe scheint von zweifelhaftem Erfolg gewesen zu sein. Es

---

[1]) Ritter, Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, herausgeg. v. Daniel. Seite 227. 28: „Des Ptolemäus Handelsstraßen breiten ganz Germania magna im Osten der Elbe und im Norden der Donau vor unsern Augen aus als ein stark bewohntes und keineswegs barbarisches Land, sondern voll von Städten, Bergen, Emporien, Handelsstraßen und Ansiedelungen, deren Monumente wir noch heute in den Tausenden von Grabhügeln mit Todtenurnen und Waffen unserer Vorfahren dort wiederfinden". Städte im römischen oder heutigen Sinne sind es natürlich nicht gewesen, aber größere Orte mit einer gedrängteren Bevölkerung, die zum Theil nicht bloß vom Ackerbau lebte, Orte, deren Befestigungen schon von Außen ein stadtähnliches Bild boten. [2]) z. B. der bedeutende Fund v. Niemegk, er besteht aus 74 silbernen Münzen, zum Theil aus der Zeit der Republik, zum Theil aus d. d. Kaiser. Römische Münzen sind ferner gefunden bei Dahnsdorf, Fredersdorf, Lieberose, Beeskow, Burg, Angermünde, Kottbus, Königswalde, Kammer, Kemnitz, Taussin, Pradikow u. A. Märkisch. Forschungen B. VII., S. 101 fl. [3]) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. S. 423 fl. [4]) Thiet. v. Merf. VI., 18. [5]) Wid. I., 36. [6]) Vergl. Giesebrecht, wendische Geschichten. S. 1 fl. [7]) Ann. Lauriss. a. 789. Dazu v. Ledebuhr, kritische Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen K. d. Groß. S. 111. fl.

werden nun zum Schutze gegen die Reichsgrenze zwei Festungen angelegt, die eine, wie Einhard ausdrücklich berichtet[1]), am rechten Elbufer mit Namen Hohbuki; die andere in Holstein, Esseveldeburg (Itzehoe) genannt. Fränkische Heere gehen in drei Zügen, in Folge eines neuen Aufstandes der Wilzen, wieder über die Elbe, stellen das zerstörte Hohbuki wieder her und unterwerfen die Empörer. Carl legte darauf gegen die Wenden eine Reihe von Befestigungen an, die etwa von Lüneburg über Lübeck, den Plöner See bis an die Ostsee liefen. Bis zur Weichsel hin anerkannten die Wenden die Oberhoheit des großen Frankenkönigs. Bei der Erzählung dieser Züge wird unseres Ortes keinerlei Erwähnung gethan, nur bei jener erwähnten Friesenexpedition könnte er berührt sein, falls jene Habola wirklich unsere Havel wäre. Es läßt sich also für die sonst ansprechende Vermuthung Heffter's, es möchte Carl die Harlunger hierher verpflanzt haben, eine geschichtliche Grundlage nicht finden; ebensowenig, wie für die Gründung der Burg durch Deutsche in der Karolingischen Zeit, „welche hier gegen die Wenden auf dem diesseitigen Elbufer einen Stützpunkt suchten".[2])

Unter der Regierung Ludwig des Frommen fallen auch die Obotriten ab, ihr König Sclaomir steht auf der Seite der Dänen, ebenso sein Nachfolger Ceadrag. Die Sachsen gehen in Folge dessen über die Elbe und erobern einen Ort, Namens Delbende. Aber die Wenden fühlen, daß Carl's gewaltiger Arm nicht mehr auf ihnen laste; sie fallen, Obotriten und Wilzen, wiederum ab, als die Dänen zwischen den Jahren 834 und 37 verheerende Einfälle machen und, trotz eines fränkischen Feldzuges gegen sie, versuchen die Wilzen im Bunde mit den Sorben sogar Einfälle in das Land jenseit der Elbe. Als Ludwig 840 starb, war das Wendenland verloren; der Kampf der Söhne diente um so mehr zur Befestigung der Selbstständigkeit der Abgefallenen, als Lothar sie geradezu gegen Ludwig aufrief. Mit Ostfranken, welches dieser darauf im Vertrage zu Verdun erhielt, fielen ihm auch die Ansprüche auf das Wendenland zu. Freilich mußte dieses erst durch einen Feldzug gegen die Obotriten gewonnen werden und ward auch in der Folge schwer behauptet, da der zum Abfall von der deutschen Herrschaft stets geneigte Sinn der Ueberwundenen stete Anregungen durch die Einfälle der Dänen erhielt.

Da fanden die Wenden in der Erhebung der Ludolfingischen Familie eine starke Schranke ihrer Empörungslust. König Ludwig erhob nämlich Ludolf, Eckbert's, des Gründers von Itzehoe, Sohn, zum Herzog in Sachsen. So kam das Ludolfingische Geschlecht, welches das deutsche Reich gegründet und ihm eine Reihe der hervorragendsten Könige gegeben hat, in die feindlichste Berührung mit den Wenden. Zwar Ludolf's Sohn, Herzog Brun, focht 880 so unglücklich gegen sie, daß er Sieg und Leben verlor[3]), worauf die Slaven bis nach Böhmen hin sich empörten, so daß König Arnulf sich ihrer mit Mühe erwehrte; aber Otto, Brun's jüngerer Bruder, welcher ihm im Herzogthume gefolgt war, kämpft mit Erfolg gegen die Daleminzier (zwischen Elbe und Mulde) und überläßt dann den Kampf seinem Sohne Heinrich, dem späteren Könige. Die besiegten Daleminzier finden Hülfe bei den Ungarn, empfinden aber nicht minder als ihre Feinde die Geißel solcher Helfer.[4]) Unter solchen Kämpfen sank Conrad der Franke in ein frühes Grab, er hatte dem Reiche nicht sein können, was er ernstlich gewollt, ein Helfer gegen die Feinde von Innen und von Außen.

III. Brandenburg.

Dieser Helfer erstand in Heinrich I., Otto's, des Ludolfinger's, Sohne. Er benutzte eine von den Ungarn gewonnene 9jährige Waffenruhe, sein Volk im Reiterdienst zu üben und die Städte Sachsens zu bewehren. Dann brach er gegen die Slaven auf.

Mit diesen Kämpfen des Königs tritt unsere Stadt in die Geschichte ein. Widukind von Corvey, welcher um die Mitte des zehnten Jahrhunderts die Thaten Heinrichs und seines großen Sohnes schrieb, also diese Dinge selbst von solchen erkundet haben konnte, die bei ihnen thätig mitgewirkt hatten, berichtet: „Plötzlich brach er über die Slaven herein, welche Heveldi heißen und, nachdem er in vielen Treffen sie mürbe gemacht, schlug er endlich in bitterster Winterkälte sein Lager auf dem Eise auf, nahm die Stadt, welche Brennaburg heißt, durch Hunger, Schwerdt und Kälte[5]) und, nachdem mit dieser Stadt die ganze

[1]) Einh. ann. an. 808. 810: Castellum vocabulo Hohbuki, Albiae flumini adpositum. 811. Imperator misit exercitum trans Albiam et castellum Hohbuki in ripa Albiae fluminis restauravit. Widukind, Noten, Bd. II., S. 152 fl., verlegt das Castell nach der Lenzner Fähre, wo der Name Hobeck noch existirt, ganz gegen die ausdrückliche Angabe Einhard's, daß es rechts von der Elbe gelegen. [2]) Heffter, Geschichte d. Kur- u. Hauptstadt Brandenburg S. 23 fl. Heffter im I. Jahresbericht des Historisch. Vereins zu Brandenb. S. 3. [3]) Widukind I., 16. Thiet. II., 15. periit cum omni exercitu. [4]) Widukind, I., 20. [5]) Wid. I., 35. Thiet. v. M. nennt summarisch unter den von Heinrich unterworfenen Slaven noch die Heveller. Chronic. Halberst. Henricus rex castrum Brandenburg cepit. Both. Chronicon III., 304. 306: „Keyser Heinrick toch upp de Wenden by der Havele, und de lude heten Havely, und hadde vele stride; to toch Keyser Heinrick vor de borch to Brandenborg unde bawete up das ys vor Brandenborch, dat he de borch wan unde beheylt dat ganse lant under sick". Brandenburger Chronik aus Pulcawa's böhmischer Chronik, Ried. cod. dip. Br. IV., 1. S. 1.: cum in dicta Marchia gens adhuc permixta Slavonica et Saxonica gentilibus ritibus deserviret et coleret ydola, rex Romanorum Henricus, filius ducis Ottonis Saxoniae, castris positis in glacie potenter Brandenburg expugnavit et omnes provincias trans Albeam suae ditioni subjecit.

Gegend in seine Hand gefallen war, wandte er sich gegen die Daleminzier, eroberte ihre Stadt Gana".[1]) Heinrich läßt die ganze erwachsene Bevölkerung dieses Ortes über die Klinge springen, Knaben und Mädchen in die Knechtschaft führen, unterwirft Böhmen und macht die Fürsten des Landes tributpflichtig. Von den Slaven anerkannten die Obotriten, die Redarier, die Wilzen, die Heveller, Daleminzier und Böhmen die Herrschaft des Königs. Ob die nördlich von uns wohnenden Slaven ebenfalls mit Krieg heimgesucht wurden, oder ob die Eroberung Brandenburgs und das Auftreten Heinrichs daselbst genügt haben, sie zur Unterwerfung zu bringen, darüber sagen die Quellen nichts. Ebenso schweigsam sind dieselben über das Schicksal, das Brandenburg nach dieser Eroberung erlitten; das Verfahren des Königs in Gana aber und was später noch von der Behandlung überwundener Slavenstädte gemeldet wird, läßt vermuthen, daß nach einer so hartnäckigen Vertheidigung bei der Erstürmung der Stadt auch hier keine Milde gewaltet haben wird. Aus dem brandenburgischen Fürstengeschlechte begegnen uns in der Folge nur zwei Prinzen, der eine ist ein Neffe des Fürsten, welcher vor der Eroberung hier regierte, und der andere ein Sohn desselben, Tugumir, welcher nachher verrätherischer Weise den Deutschen die Stadt wieder in die Hände spielte. Jener war wahrscheinlich dem allgemeinen Blutbade entschlüpft, dieser am Leben gelassen[2]), damit man sich seiner gelegentlich bedienen könne.

Aber die Slaven waren nicht gewillt, dauernd das Joch der Deutschen zu tragen; bald geben die Redarier das Signal zum Aufstande, sie brechen über die Elbe, erobern die Stadt Wallislevn (Walzleben) und hauen die gesammte Bevölkerung nieder[3]); ihrem Beispiele folgen die Wendenvölker an der ganzen Elbgrenze. Da sandte Heinrich unter Bernhard's und Thietmar's Führung ein Heer gegen die Friedensbrecher, welches die Stadt Lunkini (Lenzen) angriff. Nachdem dieses 5 Tage vor derselben gelegen, meldeten Kundschafter übereinstimmend die Ankunft eines wendischen Ersatzheeres und daß es während der Nacht einen Angriff auf die Deutschen machen wolle. Das sächsische Kriegsvolk, sich um das Zelt des Feldherrn erwartungsvoll zusammendrängend, erhielt Befehl, die Nacht unter Waffen zu bleiben; je nach der Sinnesart eines Jeden waltete Furcht oder Freude. So vergeht die finstere Nacht, während reichlicher Regen herabströmt. Beim ersten Morgengrauen nehmen Alle das heilige Mahl, zuerst die Führer; dann gelobt Jeder dem Andern unter feierlichem Eidschwur Hülfe in der Noth. Man hatte eine lebhafte Vorstellung von dem, was auf dem Spiele stand. Als die aufgehende Sonne einen hellen Tag bescheint, verläßt man das Lager; Bernhard macht zur Recognoscirung einen Angriff auf die Wenden und stellt fest, daß dieselben wenig Reiterei haben und das zahlreiche Fußvolk durch den Marsch in der Regennacht dermaßen erschöpft und kampfunlustig sei, daß es von den Reitern vorwärts getrieben werden müßte. Darauf folgt der allgemeine Angriff; die Wenden widerstehen in dichten Schaaren den Deutschen; da fällt Thietmar mit einer auserlesenen Mannschaft dem Feinde in die Flanke; nun Verwirrung, Flucht, Mord durch das ganze Blachfeld! Die Flüchtigen stürzen sich auf die Stadt, aber Thietmar verlegt ihnen den Weg und drängt sie in einen See, wo, die dem Schwert entgangen waren, den Tod in den Wellen fanden. Laute Freude gab sich im deutschen Lager kund, man pries die Führer, lobte oder tadelte den Nebenmann, je nachdem er sich in der Schlacht erwiesen. Tags darauf ergab sich Lenzen; die Besatzung mußte ohne Waffen aus der Stadt gehen; man schonte ihrer aber die Weiber und Kinder wanderten in die Knechtschaft. Zweihunderttausend Slaven sollen gefallen sein. Ehrenvoll wurden die Sieger vom Könige empfangen. Mit besonderer Ausführlichkeit hat Widukind diese Schlacht beschrieben, man wird bei den Sachsen zu seiner Zeit viel davon zu sagen gewußt haben.[4]) (929)

In dem folgenden Jahre kämpfte Heinrich gegen die Lusitzer und belagerte ihre Feste Liubusua[5]), eine große Stadt mit zwölf Thoren und im Stande, zehn Tausend Menschen zu fassen. In den Kämpfen gegen die Obotriten, die Ukrer und vor allen die Ungarn bethätigte sich die Kraft des vortrefflichen Königs in den letzten Jahren seines Lebens.

Sein Sohn Otto begann 936 seine Regierung mit der Bewältigung neuer Wendenaufstände. Zwei Männer wurden von ihm besonders ausersehen, Hüter der deutschen Grenzen zu werden; Hermann Billung waltete an der nördlichen, Gero an der mittleren Elbe. Diese Erhebungen wirkten freilich mit, den Zwist, der in der königlichen Familie herrschte, zum vollen Ausbruch zu bringen, ja zum Bruderkriege zu entzünden, den die Wenden benutzten, um Sachsen mit Verwüstung, Brand und Mord heimzusuchen. Den Gero, der sie schwer niederhielt, suchten sie durch Mord aus der Welt zu schaffen; doch der kam ihnen mit gleicher Waffe zuvor, lud ihre Häuptlinge zum Mahle, trank ihnen tapfer zu und tödtete ihrer dreißig, nachdem

---

[1]) Jahna zwischen Meißen und Lommatsch. [2]) Widukind II., 21. sagt mit dunklem Ausdruck: fuit autem quidam Slavus, dictus Tugumir a rege Henrico relictus. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I., 43 u. 44 erklärt: „Tugumir war durch die Eroberung von Lunkini in die Gefangenschaft gerathen, doch hatte ihn König Heinrich am Leben gelassen, während die übrigen Gefangenen hingerichtet wurden." Eine gezwungene Deutung. [3]) Wid. I., 36. captis et interfectis omnibus habitationibus, incredibili videlicet multitudine. [4]) Widuk. I., 36. Thietmar I., 6. Ann. Quedl. a. 930. Ann. Corbej. 929. [5]) Wahrscheinlich jetzt ein Dorf bei Dahme.

er sie trunken gemacht. Allein diese blutige Saat brachte blutige Frucht; im allgemeinen Aufstande erheben die Wenden sich, voran die Obotriten. Ein sächsisches Heer wird niedergemacht und, obgleich der junge König selbst herbeieilt und sie besiegt, erheben sie sich dennoch wieder. „Denn sie sind", sagt Widukind, „ein hartes Geschlecht, ausdauernd in Anstrengung, an die leichteste Nahrung gewöhnt, und, was die Unseren schwere Last dünkt, das erachten sie für Vergnügen." Auch Brandenburg war mit im Aufstande, und die Deutschen konnten, wie es scheint, diese Stadt mit Gewalt nicht gewinnen. Da nahmen sie ihre Zuflucht zu List und Betrug[1]); sie bedienten sich jenes Tugumir, den sie durch Geld und Versprechungen gewonnen hatten, sein Land zu verrathen. Als sei er den Deutschen heimlich entschlüpft, kommt er nach Brandenburg, wird vom Volke aufgenommen und als Herrscher anerkannt. Da läßt er den Verwandten, den einzigen Sproß, der außer ihm noch von der Herrscherfamilie übrig ist, zu sich einladen, bemächtigt sich hinterlistiger Weise der Person desselben und tödtet ihn, übergiebt dann mit der Stadt das Land der Herrschaft des deutschen Königs. Die Wiedergewinnung der Havelstadt übte eine solche Wirkung, daß sich die Slaven bis zur Oder hin unterwarfen.[1]) An Aufständen freilich fehlte es auch in der Folge nicht.

Das sind die ersten geschichtlichen Nachrichten, welche unsere dürftigen Quellen über das alte Brandenburg geben. Mehr als eine Frage wirft sich uns auf. Wer hat den Ort gegründet und ihm den Namen gegeben? Auf welcher Culturstufe standen seine wendischen Bewohner? Was leisteten diese in der Arbeit? Wie war ihr Staat? Wie ihr Glaube? Welche Stellung nahm Brandenburg damals ein? War es einzig, was die letzte Silbe seines Namens sagt, oder war es eine Stadt?

Versuchen wir zuerst auf die erste Frage eine Antwort zu geben. Es sind, wie ich oben für diesen Zweck ausführlicher nachgewiesen habe, nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller bedeutenden Quellen um Christi Geburt und in dem Jahrhundert nachher Deutsche die Bewohner unserer Ebenen gewesen. Die deutschen Chronisten aus der Ludolfingischen Zeit geben den Namen unseres Ortes übereinstimmend mit deutschem Klang. Widukind nennt ihn Brennaburg (Pertz Mon. Ger. script. T. III. S. 432 u. 444); in den Hildesheimer Annalen heißt er Brennanburg (S. 68); in Lambert's Ann. Brandeburg (69); bei Thietmar v. Merseburg Brandeburg, Brandanburg, Brandaburg, Brenneburg (764, 822, 772, 774, 786). Auch spätere deutsche Schriftsteller halten diesen deutschen Klang durchaus fest: so hat das Fragment einer alten brandenburgischen Chronik (abgedruckt bei Heinemann, Albrecht der Bär, S. 421) Brandenburg; die brandenburgische Chronik bei Pulcawa Brandemburg; die Magdeburger Schöppenchronik Brandeborch (Ried. C. Dipl. Brand. IV., S. 1). Die Stiftungsurkunde des Brandenburger Bisthums, welche die Jahreszahl 949 trägt, schreibt Brendunburg. Alle diese Variationen des Namens weisen auf die deutschen Wurzeln „Brand", „brennen" zurück. Nun könnte freilich das Wort Brennaburg eine Uebersetzung sein des slavischen Namens „Schorelitz", der für unsern Ort ebenfalls existirt hat und in seiner Stammsilbe gleichfalls „brennen" bedeuten soll.[2]) Allein es wäre doch ganz auffallend, daß die deutschen Chronisten übereinstimmend gerade diesen Namen übersetzt hätten, ohne die wendische Bezeichnung auch nur irgendwo zu nennen, während sie doch sonst wendische Namen ohne Weiteres wiedergeben: so Liubusua, so Lunkini, Liubezici, Colidici, Belegori.[3]) Das weis't doch entschieden darauf hin, daß zu der Zeit, als die Deutschen den Wenden den Ort wieder abnahmen, eine deutsche Benennung dafür im allgemeinen Gebrauch war, welche nur aus der Zeit stammen konnte, in welcher die Deutschen Herren dieses Landes waren. Heffter zweifelt ebenfalls nicht, daß Deutsche den Ort gegründet, aber er verlegt die Gründung in die Karolingische Zeit, in die Kämpfe, welche die Deutschen mit den Wenden um die Wiedereroberung des Landes rechts von der Elbe zu bestehen hatten. Daß diese Ansicht eine historische Basis nicht hat, ist schon oben angedeutet worden; Heffter sträubt sich auch nur deshalb, die Gründung der Burg in die germanische Zeit zu verlegen, weil er an der Möglichkeit der Erhaltung deutscher Namen „inmitten einer fremden, zahlreichen, herrschenden, Alles slavisirenden Nation drei bis vier Jahrhunderte hindurch" zweifelt.

Allein die Slaven mögen den Ort immerhin Schorelitz genannt haben, die Deutschen links von der Elbe haben ihn auch fernerBrennaburg oder sonst ähnlich genannt. Denn die deutsche Elbgrenze liegt in gerader Linie von hier keine sechs Meilen entfernt; Brandenburg hat auch in der wendischen Zeit unter

---

[1]) Brandenburg hatte, wie aus mehrfachen Belagerungsberichten sich ergiebt, eine, für die damaligen Belagerungsmittel schwer zu überwindende Festigkeit. Das Object einer Belagerung ist natürlich die Dominsel. Alte Karten ergeben eine erhebliche Abnahme des Wassers um Brandenburg, dazu ist das Becken des Beetzsees von dem der Havel jetzt künstlich abgedammt (Grillendamm u. s. w.); damals fluthete der Beetzsee bis zum Nord-, Ost- und Westfuße der Burg. Außer dieser engeren gab es aber, wie uns Herr Hauptmann Richter im historischen Verein belehrt und durch eine Terrainkarte veranschaulicht hat, noch eine weitere, durch das Wasser gebildete Vertheidigungslinie. Von dem gegen Norden gerichteten Beetzsee geht eine sumpfige Niederung westwärts nach dem Bohnenländer See; die Lücke, welche zwischen beiden bleibt, ist durch eine alte Schanze geschlossen, welche im Volksmunde natürlich Schwedenschanze heißt. Der Bohnenländer See steht durch eine ähnliche Niederung mit dem Görden, dieser mit dem Quenzsee, einem Busen des großen Plaueschen Sees, in Verbindung. [2]) Heffter, Geschichte 2c. Seite 28. [3]) Auch später übersetzte man gewöhnlich nicht; man sagt heute noch Stargard (Altstadt) und Naugard (Neustadt), wo doch die Bedeutung des Namens so sehr zum Uebersetzen auffordert.

Anderen mit Magdeburg Handel getrieben und ist mit diesem durch eine gebahnte Straße verbunden gewesen. Es läßt sich das aus der kirchlichen Verbindung schließen, in welche beide Städte schon unter Kaiser Otto's Regierung treten, denn die Kirche ist stets zur Verbreitung und Befestigung des Christenthums den Wegen gefolgt, welche Handel und Verkehr gebahnt; zwischen dem Sitze eines Erzbischofs und den Hauptstädten diesem untergebener Bisthümer ist schlechterdings keine Wüste und Wildniß zu denken, diese Verbindung setzt Verkehr und gebahnte Wege voraus. Es hat ja friedliche Zeiten zwischen beiden Nationen gegeben, in welchen ein ausdrücklich bezeugter Handelsverkehr lebhaft sich hin und her bewegte, aber auch in den Zeiten des Krieges wird dieser nicht ganz geruht haben; denn der Kaufmann wagt es auch in der Zeit der Gefahr, den Verkehr mit dem Lande des Feindes aufrecht zu erhalten, und man schont seiner, weil man seiner bedarf. War mithin Brandenburg eine altdeutsche Niederlassung, so stört kein Grund, anzunehmen, daß sein Name bei den Deutschen jenseit der Elbe fortlebte, nachdem sie aus dem diesseitigen Lande fortgezogen waren. Aber es ist auch schwer daran zu glauben, daß sie alle fortgezogen sein sollten; denn man darf wohl daran zweifeln, daß in dem großen Gewirre von Wanderungen, welche man als „Völkerwanderung" zu bezeichnen pflegt, Auswanderungen mit einer gänzlichen Entleerung der alten Sitze die Regel gewesen; (vorgekommen freilich sind sie, wie uns Cäsar ja von den Helvetiern glaubhaft berichtet). Denn trotz aller Wandelungen, welche im Laufe der Jahrtausende im Leben der Menschheit sich bemerkbar machen, bleiben gewisse Grundneigungen der menschlichen Natur und daraus entspringende Grundsätze dieselben. Nun mag der Jäger heimatlos weiterschweifen, wo er die besten Jagdgründe, der Nomade, wo er die fettesten Weiden findet, der ansässige Mensch trennt sich schwer von der Scholle, die ihn geboren, von Haus und Hof und dem Ackerfeld, das er so lange bestellt, von den Hügeln seiner Todten, von den Heiligthümern seines Glaubens. Daher erscheint es als sehr wahrscheinlich, daß von den Deutschen, welche lange nicht mehr Jäger oder Nomaden waren und deren Liebe zur Heimat bekannt ist, zuerst nur die überschüssige streitbare Mannschaft fortzog, wie sie sich in der Gefolgschaft unter einem Führer zusammenfand, theils um sich bessere Lebensbedingungen zu erringen, als sie die deutsche Gemeindeverfassung denjenigen gewährte, welche nicht im Besitz von Grund und Boden waren, theils um die angeborne Raufluft zu befriedigen. Waren diese besseren Lebensbedingungen erkämpft oder auch nur in Aussicht, so folgten weitere Massen von Auswanderern den vorangegangenen nach, und die alten Sitze entleerten sich, aber sie entleerten sich nicht ganz. Wen der Trieb zur Heimath nicht zurückhielt, den hielt Alter oder sonstiges Gebrechen daheim; eine so reduzirte Bevölkerung unterlag denn leicht einer Invasion anderer Völker und sank in das Verhältniß der Dienstbarkeit unter den stärkeren Arm des Eroberers. Diese allgemeinen Sätze bedürfen freilich, um geschichtliche Beweiskraft zu erhalten, thatsächlicher Unterstützung. Für die Slavengebiete hat nun L. Giesebrecht in seinen wendischen Geschichten gewichtige Gründe dafür beigebracht, daß Deutsche, theils im Zustande der Unfreiheit, theils aber auch unter günstigeren Bedingungen unter den Wenden wohnten.

Das Fragment der brandenburgischen Chronik, welche Pulcawa in seine böhmische Chronik hineingearbeitet hat[1]), bemerkt ausdrücklich, daß zu Heinrich's des Ersten Zeiten slavische und sächsische Bevölkerung gemischt in Brandenburg gesessen und dem Heidenthume gedient habe; dasselbe wird auch behauptet für die Zeiten Albrecht's des Bären. Die genannte Chronik stammt freilich erst aus dem vierzehnten Jahrhundert und bedarf daher für diese ältere Zeit weiterer Unterstützung. Nun berichtet Adam v. Bremen, welcher im eilften Jahrhundert schrieb, daß in der großen wendischen Handelsstadt Jumne, auf der Insel Wollin, außer Slaven andere Nationen wohnten, nämlich Griechen und Barbaren; auch den Sachsen, welche ankämen, sei unter gleichem Rechte dort zu wohnen erlaubt, wenn sie nur ihr Christenthum verleugneten.[2]) Dasselbe behauptet Helmold, ein Zeitgenosse Albrecht's des Bären.[3]) Hieraus geht hervor, daß die Wenden, auch sonst als gastfrei bekannt, Sachsen unter sich duldeten und daß ihr Haß weniger die fremde Nationalität, als das Christenthum traf. Wenn diese beiden Zeugnisse auch nur die Ansässigkeit deutscher Geschäftsleute in den wendischen Handelsstädten erhärten, so wird doch anderwärts bezeugt, daß schon vor der deutschen Colonisation zur Zeit Albrecht's, eine zahlreiche fremde Nation unter den Wenden im Zustande der Unfreiheit wohnte, welche die alte unterworfene gewesen sein muß. Diese unterworfene fremde Nation betete zum Wodan, zum Thor und zur Frigg; sie war also, zum Theil wenigstens, eine deutsche. Im Luitizischen Lande lebten die Germanen unter den Wenden sogar unter freieren Verhältnissen, sie hatten ihre persönliche Freiheit, wie ihr Waffenrecht behauptet.[4]) Aus diesem Umstande, daß die Deutschen auch nach der Völkerwanderung einen Theil der Bevölkerung der Gebiete rechts von der Elbe ausmachten, erklärt sich auch die, aus der Einwanderung allein nicht zu begreifende, überaus schnelle Germanisirung dieses Landes unter Albrecht dem Bären und seinen Nachfolgern.

---

[1]) ausgesondert von Riedel, Cod. dipl. Br., Bd. IV., der auch die angefochtene Glaubhaftigkeit der Chronik überzeugend vertheidigt hat. Siehe Einleitung S. IX. [2]) Ad. v. Bremen II., 19. [3]) Helmold I., 2. [4]) Giesebrecht's wendische Geschichten, S. 37. Order. Vital IV. p. 513.

So hebt sich das Bedenken Heffter's gegen das Fortleben des deutschen Namens der Stadt nach der Vernichtung der deutschen Herrschaft durch die Rücksicht auf die Nachbarschaft der deutschen Grenze, auf den Verkehr, in dem die Deutschen immerfort mit diesem Orte standen, durch den Umstand endlich, daß ein Theil von ihnen auch während der Wendenherrschaft hier lebte; und es läßt sich, wie ich glaube, gegen die oben entwickelte Annahme, daß die Deutschen vor den Wenden diesen Ort unter dem Schutze einer Burg, welche sie Brennaburg oder ähnlich nannten, bewohnt, nichts Triftiges einwenden. An die Stelle der deutschen Herren setzten sich dann die wendischen, corrumpirten den Namen entweder in Brennibor, ein Wort, aus dem man den „Waldberg" nunmehr glücklich herausgeklügelt hat, oder übersetzten ihn in Schorelitz, in welchem Namen die Wurzel „Brand" stecken soll.

Auch der Berg, welcher die Altstadt beherrscht, führt einen deutschen Namen von altem Klange. Er erscheint zuerst in einer Urkunde des Bisthums vom Jahre 1166 als Harlungberg, dann in einer andern vom J. 1179 als Harlungeberg. 1195 wird ein Priester Walter in Harlungathe als Zeuge aufgeführt, der in der Marienkirche fungirt haben muß.[1]) Entweder ward der Berg selbst auch Harlungathe genannt, oder es lag an seinem Fuße ein deutscher Ort dieses Namens, der mit der Altstadt verschmolzen ist. Die Harlunger sind ein in der deutschen Sage wohlbekanntes Heldengeschlecht, und die Erinnerung an sie haftet an mehr, als einem Orte. Im Breisgau wohnte vor Alters das Geschlecht der Harlungi, in Oesterreich, in der Nähe von Medilike, wird schon im neunten Jahrhundert ein Harlungevelt genannt, womit Ludwig der Fromme einen Bischof von Regensburg beschenkte; die Urkunde bezeichnet es als einen Ort „wo vor alten Zeiten eine Burg stand, welche Harlungeburch hieß".[2]) Diese Orte sind der Heldensage, welche weit und breit im deutschen Land bekannt war, zu Liebe so genannt worden. Ob man auch hier in Brandenburg in der altgermanischen Zeit von den Harlungen zu singen und zu sagen wußte, oder ob die späteren deutschen Einwanderer aus ihrer Heimat die Erinnerung mitbrachten, wage ich nicht zu entscheiden, ebensowenig, ob in der Brandinaborg der Wilkinasage eine Erinnerung an das alte Brandenburg klingt.[3])

Soweit also unsere Quellen uns zu einem Schlusse berechtigen, müssen wir in Brandenburg einen deutschen Ort erkennen, welcher unter dem Schutze einer Burg lag, oder von seiner natürlichen Festigkeit selbst Burg hieß. Der Name hat zu vielfacher Deutung Veranlassung gegeben, ohne daß sich irgend eine entschiedene Geltung verschafft hätte. Der Untersuchende betritt mit der Deutung von Ortsnamen in den meisten Fällen einen schlüpfrigen Boden, und es soll in dem Folgenden auch nur auf die Uebereinstimmung einer Anzahl von Namen in der Bedeutung hingewiesen, im Uebrigen dem Leser überlassen werden, ob er darin ein Gesetz erkennen will. In allen oben angeführten Variationen des Namens der Stadt tritt uns in der ersten Silbe der „Brand" oder das „Brennen" entgegen. Sehen wir uns nun nach analogen Namen zunächst in der Mark selbst um, so finden wir ein Dorf Brand im Züllichauer Kreise; eine ganze Gegend heißt „der Brand" im Luckenwalder Kreise; ein eingegangenes Dorf Branden war früher eine Besitzung des Soldiner Domes, außerdem finden wir eine Brandmühle. Die Stammsilbe „Brenn" giebt hier kaum eine Ausbeute und zwar deshalb, weil hier in der Mark die Form bernen mehr im Gebrauch war (z. B. de stadt to Mönkenberg scoll hebben in de heide to Lewenberge berneholt tho bernen)[4]). Von dieser Form heißt heute noch in manchen Gegenden Niederdeutschlands der Ziegelstein „Bernstein", und der Bernstein selbst führt diesen Namen deshalb, weil er brennt. Mit dieser Stammsilbe wird die Ausbeute reichlicher. Bernau (Bernowe) führt seinen Namen gern, aber fälschlich, auf Albrecht den Bären zurück und hat auch den Bären in sein Wappen aufgenommen. Berghaus hat in seinem Landbuch richtig bemerkt, daß dies Städtchen dazu keine historische Berechtigung hat, allein statt das gute deutsche bernen zu der Deutung des Namens anzuwenden, kommt er auf die Vermuthung wendischer Abstammung[5]). Dahin gehört ferner Berneuchen (Bernäuchen d. h. klein Bernau) Bernebeck, Bernhöwe, Bernickow, Bernitzow, Bernsee, Bernstein. So viel in der Mark; geht man über die Grenzen hinaus, so trifft man auf eine Anzahl ähnlicher Namen. Brandenburg ist also dasselbe, was Bernburg ist, und scheint auch wohl hie und da gar so genannt worden zu sein, eine Handschrift Widukinds wenigstens hat die Lesart Berneburch.[6])

Der Stamm bern steckt aber noch in den Namen vieler Oertlichkeiten, welche, wie sie heute geschrieben werden, auf einen besonderen Bärenreichthum in der Mark hinzuweisen scheinen, es sind ihrer dreizehn. Zunächst das Ländchen Bärwalde, südwestlich von Dahme, von dem Berghaus sagt, daß der Name in alten Urkunden Bernwalde oder Bernewalt laute[7]), den er dann von dem slavischen beresa ableitet; das Ländchen Bärwalde in der Neumark heißt urkundlich ebenfalls Bernwalde, d. h. Brandwald. Aehnlich wird es sich verhalten mit Bärfelde, Bärenbruch, Bärenheide, Bärenstein, Bärenwinkel. An alle diese Orte knüpft sich die Erinnerung eines Brandes, der entweder zufällig entstanden oder mit Absicht bewirkt worden ist. In den Zeiten, wo der Mensch anfängt, sich feste Wohnungen innerhalb einer Ackerflur zu

[1]) Ried. Cod. dip. Brand. I., 8. Nr. 19, 24. 34., vergl. Heffter, Geschichte, S. 23. [2]) Grimm, deutsche Heldensage, a. a. O., S. 38. [3]) Die Sage ist ausführlich mitgetheilt von Heffter, S. 125. [4]) Ried. Cod. dip. I., 230. [5]) Landbuch der Mark Brandenburg, Band II., S. 399. [6]) Pertz, A. G. SS. III., S. 432. [7]) Landbuch I., 609.

gründen, hat er den Wald zu bekämpfen; er rückt ihm mit Spaten und Axt zu Leibe, er rodet ihn (daher die vielen Ortsbezeichnungen mit rode, bei uns rade), oder er verfährt summarisch, er brennt ihn nieder. Brandkulturen werden bei uns ebenso häufig gewesen sein, wie sie es jetzt noch z. B. in Rußland sind, und der entstandene Ort wird häufig den Namen von dem Element empfangen haben, das ihm die Möglichkeit der Existenz schuf. So mag auch das alte Brandenburg auf einem Raume entstanden sein, den die ersten Ansiedler mit Hülfe des Feuers zu einem bewohnbaren machten.[1])

Die Frage nach dem Culturzustande der Wenden, welche nach Unterwerfung der zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung sich zu Herren unseres Ortes gemacht hatten, in Bezug auf Arbeit und Handelsverkehr, auf Staat und sociale Verhältnisse, auf Religion und Sittlichkeit, läßt sich aus den uns vorliegenden dürftigen Quellen nicht beantworten; die Antwort muß sich ergeben aus dem Bilde, welches wir im Allgemeinen von der Cultur der Wenden zu entwerfen im Stande sind; vom Allgemeinen muß auch hier das Besondere sein Licht erhalten.

Diese Cultur der Wenden war bereits eine ziemlich fortgeschrittene. Man jagte wohl noch hinter dem Büffel und Bär in unsern Wäldern, aber man trieb auch Ackerbau, man erntete Gerste, Roggen, Weizen, Mohn, Obst, Hanf und Flachs; man buck Brod, brauete Bier und Meth; man züchtete das Schaf, das Schwein, das Rind, die Gans, das Huhn; man trieb ausgedehnte Bienenzucht. Der Fischfang lockte zu Ansiedelungen an See und Fluß; der Häring war bereits Handelsartikel; an der Küste von Rügen z. B. kamen im Herbst Kaufleute zusammen, welche ihn von den Bewohnern erstanden. Zur Zeit dieses Handelsverkehrs predigte einst ein christlicher Priester aus Bardewick, entging aber nur mit Mühe dem Tode.[2]) Das Eisen, welches man aus dem Auslande bezog, ward geschmiedet zu Geräthen des Krieges, des Ackerbaues, wie des täglichen Gebrauches; aus dem Flachs und der Wolle bereitete man Gewänder gröberer Art, während man die feineren Stoffe aus Sachsen bezog. Man bauete Häuser, nicht nur aus Holz, sondern auch aus Stein, man hatte prachtvolle Tempel, welche mit den Bildern der Götzen geschmückt waren. In einer eroberten Stadt fanden die Deutschen ein erzgegossenes Götzenbild,[3]) und der Tempel zu Rethra in Mecklenburg erfüllt Thietmar von Merseburg mit Staunen. An den Wänden befanden sich Götzenbilder eingemeißelt, im Innern stand der Hauptgötze in Panzer und Helm, schrecklich anzuschauen; unter die Bilder waren die Namen geschrieben. Die Priester wenigstens waren also der Schrift kundig.[4]) Die Wenden verstanden das Schiff zu zimmern und befuhren den Fluß wie das Meer. Ausgebreitet war ihr Handel. Man hat im Wendenlande zahlreiche arabische Münzen gefunden, sämmtlich vor dem Jahre 1012 geprägt; wie nordwärts nach Skandinavien, so ging der Handel ostwärts nach Rußland und westwärts nach Deutschland. In den ältesten Zeiten vermittelten die Orte Bardewick im Lauenburgischen, Magdeburg und Hamburg diesen Verkehr; Handelsstraßen führten von dem letzten Orte tief in die jütische Halbinsel hinein. Zur Zeit Heinrich II. gab es drei Hauptübergänge über die Elbe, wenn auch ohne Brücken, in Magdeburg, Belgern und Meißen, von denen Straßen, sich schneidend, nach drei Oderübergängen führten. Von der Oder führten weitere Wege in das Polenland, an dem einen lagen Meseritz, Posen, Gnesen, Danzig.

Ein derartiger Verkehr, auf Gewerbe und Handel gegründet, setzt Städte voraus, welche im Wendenlande auch in größerer Zahl als vorhanden bezeugt sind. Außer den oben genannten treten z. B. Stettin und Colberg, wo bereits Salz gewonnen wird, frühe hervor. Ein tiefer Wald dehnt sich zwischen Pommern und den Netzgegenden aus, welchen eine Straße nach Nakel und Uscz durchschneidet; ein anderer befand sich zwischen Havelberg und Demmin. Von Magdeburg fuhr man wohl der Sicherheit wegen die Elbe abwärts bis zur Mündung der Havel, dann auf dieser bis Havelberg und nahm dann den Landweg nach Stettin. Die wendischen Städte enthielten Marktplätze und waren entweder ummauert, wie Liubiusa, wie Rethra, welches nach Helmold's Beschreibung neun Thore hatte und von allen Seiten von einem tiefen See umgeben war, über welchen eine hölzerne Brücke führte[5]); oder es lehnten sich offene oder wenigstens schwächer bewehrte Orte an die Burgen an, welche sich zahlreich im Lande befanden; die Chronisten nennen diese Vororte Suburbien. Die bedeutendste Stadt der Wenden soll Jumne, auf der Insel Wollin, gewesen sein. „Zum Ruhme Jumnes werden Dinge erzählt, die kaum zu glauben sind", sagt Helmold, „in der That war sie die größte von allen Städten Europa's".

Als Tauschmittel bediente man sich Anfangs, wie es scheint, der Leinewand, in der Zeit der Ludolfinger bereits des Geldes.[6])

---

[1]) Diejenigen, welche den Ort für eine ursprünglich celtische Niederlassung halten, benutzen den Namen, welchen die Stiftungsurkunde des Bisthums giebt: Bredunburg und erklären Brendun, als Brennusburg; an jenes hätten die Deutschen dann noch ihr „Burg" angehängt, ohne zu wissen, daß die zweite Silbe des celtischen Wortes diesen Begriff bereits enthielt. Nach Mahn (etymologische Untersuchungen, Berlin 1863) sind auch die Namen Havel, Spree, Berlin celtischen Ursprungs. [2]) Helmold I., 12. [3]) Widuk. III., 68. [4]) Thiet VI., 171. [5]) Helmold I., 2. [6]) vergl. über das Alles: Giesebrecht, W. Gesch., S. 16. fl.

An der Spitze des wendischen Staates stand meist ein erblicher Fürst, so hier in Brandenburg; ihm zur Seite ein einflußreicher, mit reichem Grundbesitz ausgestatteter Adel, der jenen in großen Landtagen berieth und dort Beschlüsse durch Abstimmung faßte, über deren bindende Kraft, in Bezug auf den Willen des Fürsten, sich kein Schluß machen läßt. Die übrige Bevölkerung wendischen Stammes war im Besitz des Waffenrechts und ging bewaffnet im tiefsten Frieden; aber sie war nicht ganz frei; hörig war der Bauer, der das Land des adlichen Herrn bebauete, reichlich Zins zahlte und persönliche Dienste leistete; hörig war auch der Städter. Das wendische Fürstenthum zerfiel in eine Anzahl von Provinzen, deren jede ihren Mittelpunkt in einer Hauptburg hatte, in welcher ein Burgherr an der Spitze einer Besatzung gebot. Hier, um die Person des Burgherrn versammelte sich die ihm untergebene ländliche und Stadtbevölkerung, um ihre Interessen zu berathen. Bei diesen Gelegenheiten strömte also die Masse des Volkes in die Städte, in denen die Schänke nicht fehlte, oder in die Burgen zusammen und setzte die, zur Ausführung eines Beschlusses nöthige, Einmüthigkeit wohl mit dem Prügel durch.

Das Recht ward durch Schöffen gefunden; in den Burgen saß ihrem Gericht der Burgherr vor, im höchsten Gericht der Landesherr selbst. In den meisten Fällen schuf sich wohl Jeder selbst Recht, und die Blutrache forderte hier, wie bei den Deutschen, ihre zahlreichen Opfer. Als Strafe werden Stockschläge erwähnt, die äußerste scheint der Verkauf in die Knechtschaft gewesen zu sein; durch die Barbarei der christlichen Deutschen, bei denen man Verurtheilte verstümmelte und blendete, fühlten sich die heidnischen Wenden verletzt.[1])

Die Religion der Wenden anerkannte viele Götter, zu deren Gestaltung durch die Phantasie des Volkes die Natur mit ihren Schrecknissen und Segnungen den Anstoß gegeben hatte und die sich dann mit ethischem Inhalte erfüllten. Man verehrte diese Götter in den Erzeugnissen der Natur, wie der Menschenhand; wo diese schuf, ging sie überall über die natürlichen Verhältnisse des menschlichen Leibes hinaus; sie setzte mehr, als einen Kopf auf einen Leib, sie gab dem Kopfe mehr, als ein Gesicht. Dreiköpfig war Triglaff, der auf dem Berge bei Brandenburg verehrt ward, wie zu Stettin und auf Rügen; seine Köpfe waren versilbert, während eine goldene Binde Augen und Mund verbarg.[2]) Die Götter waren nach dem Volksglauben der Wenden nicht in die Tempel gebannt, in denen ihre Bilder standen; sie verwandelten ihre Gestalt und verkehrten unter den Menschen; so gab Siwa in der Gestalt des Kukuks im Frühlinge die noch übrigen Lebensjahre desjenigen an, der ihn darüber laut befragte. Auch sonst thäten die Götter den Menschen kund, was die Zukunft ihnen bringen werde; daher waren die hervorragenden Tempel, wie der des Triglaff, Orakelstätten. In Stettin deutete man die Zukunft aus Trinkgefäßen, aber besonders ward Triglaff's heiliger Rappe zum Erkunden des künftigen Geschickes benutzt. Man legte neun Speere, in Zwischenräumen von einer Elle, auf die Erde und führte drei Mal das Thier darüber hin und zurück; berührte es die Speere nicht, so war das ein gutes Zeichen für einen Kriegszug zu Pferde. – Ueber den Göttern aber, guten wie bösen, stand der eine ungenannte Gott im Himmel. „Bei allen Göttern aber", sagt Helmold, „denen sie die Herrschaft über Aecker und Wälder, über Leiden und Freuden zuschreiben, läugnen sie doch nicht, daß ein Gott im Himmel über die übrigen gebiete. Dieser, mächtiger als Alle, sorgt nach ihrem Glauben nur für die himmlischen Dinge, die andern Götter sind ihm unterthan, verwaltend, was er ihnen übertragen.[3]) Diesen unbekannten und unbenannten Gott stellte man mit bekannten und benannten zu neuen Götterbildern zusammen. So bedeutete das eine Haupt Triglaff's den Svatovit (den heiligen, lichten Gott); den Pizamar, den schwarzen Höllengott, das andere; den Namenlosen im Himmel das dritte. Jeder hervorragende Gott hatte seine bestimmte Festzeit, die im Kreislauf des Jahres regelmäßig wiederkehrte; da brachte man dem Gotte seine Gaben dar und schlachtete ihm seine Opfer; da floß auch das Blut der Menschen und besonders der Christen. Das Volk aber überließ sich ungezügelter Lust; bei Tanz und allerlei Spiel, mit Geschrei und Gesang huldigte man der Gottheit, und Trunkenheit galt dann wohl als Gottesdienst.[4]) Dem Triglaff scheint man keine blutigen Opfer dargebracht zu haben. An Unsterblichkeit der Seele glaubte der Wende nicht, diese kommt mit der Bestattung des Leibes zu Ruhe. „Tempel", sagt Thietmar[5]), „waren so viele, als Regionen." So hatte das Havelland im Triglafftempel zu Brandenburg seinen religiösen Mittelpunkt; hier gab der Gott seine Orakel, hier hatte er seine Tempeldienerschaft, Priesterschaft und sein Tempelgut. Die Wenden waren ein kampfbereites, ausharrendes, hartes Volk, ausgestattet mit allen Fehlern, aber auch allen Vorzügen einer uncultivirten Zeit. Gastfreundschaft übten sie in so hohem Grade, daß auch der Diebstahl nicht schändete, wenn er nur dem Gaste zu Gute kam. Man fand bei ihnen nicht Arme, nicht Bettler, denn, wenn Jemand durch Alter oder Siechthum unbrauchbar ward, so verpflichtete man seine Erben, ihn ausreichend zu verpflegen.[6]) Auch die Fürsorge für die Eltern galt bei den Slaven für eine Cardinaltugend; die elterliche Liebe aber erstreckte sich mehr

---

[1]) Sofrid. 93. Giesebrecht, Wend. Gesch. S. 54. [2]) Giesebrecht, Wend. Gesch. I., S. 66. [3]) Helm. I., 83. [4]) Helm. I., 52. [5]) VI., 17. [6]) Helm. II., 13.

auf die Söhne, als auf die Töchter, denn die letzteren galten im Ganzen als werthlos und wurden wohl gar getödtet, um das Haus nicht allzusehr mit ihnen zu beschweren. Menschenhandel und Menschenopfer waren, wie oben gezeigt wurde, gebräuchlich. Die Deutschen sind den Wenden mit Verachtung und Hohn begegnet, sie nannten sie grausam, treulos, lügnerisch; die Wenden hatten Grund, diese Vorwürfe zurückzugeben; man kämpfte mit den Waffen des Truges und der Grausamkeit hüben und drüben. Aber, wenn der Krieg in unserer Zeit Gräuel zeitigt, wie sie zu unseren Ohren gekommen sind, wenn wir von Hyänen des Schlachtfeldes, von verstümmelten, geblendeten Verwundeten vernommen, was darf man erwarten von jenem Zeitalter, in einem, Jahrhunderte dauernden, Racen- und Glaubenskriege.[1])

Aus diesem allgemeinen Bilde der sittlichen, religiösen, socialen und staatlichen Verhältnisse des Wendenlandes in Verbindung mit dem, was unsere Quellen über Brandenburg speciell andeuten, muß, mit Berücksichtigung der geographischen Verhältnisse, ein Schluß erlaubt sein auf Brandenburg und auf die Stellung, welche es in jenen Zeiten eingenommen.

Wie hinreichend bezeugt wird, gab es also im Wendenlande Städte, von denen die einen sich an Burgen anlehnten, die andern mit festen Mauern umschlossen waren; sie werden sich besonders da entwickelt haben, wo jene Burgen zugleich Residenzen der Fürsten waren, um deren Person sich schon an und für sich eine größere Menge von Menschen vereinigte, die ferner mit ihrem bewaffneten Gefolge Gewerb- und Handeltreibenden, welche unter dem Schutze der Burgmauer sich niederließen, ausreichenden Schutz gewährten. Nun war aber Brandenburg der Sitz eines Fürsten, dessen Amt in der Familie forterbte, sie war die Hauptstadt des ganzen Havellandes. Schon dieser Umstand spricht gegen die Vorstellung, daß zur Zeit der Wenden Brandenburg nichts weiter gewesen sei, als eine Burg. Dazu kommt, daß die ältesten deutschen Berichterstatter, Widukind, Thietmar, die Hildesheimer Annalen, auch die Stiftungsurkunde des Bisthums diesen Ort urbs oder civitas nennen, also damit bezeichnen wollten, was man damals eine Stadt nannte, einen befestigten Ort, in dem außer der Besatzung eine Fischerei- und Ackerbau treibende Bevölkerung wohl die Hauptmasse bildete, in der aber neben derselben auch Solche Schutz und Sicherheit fanden, welche Handwerk und Handel trieben, wenn die Bedingungen dazu vorhanden waren.[2]) Den Mittelpunkt der Stadt Brandenburg bildete die Burg auf der heutigen Dominsel, an welche sich, zum Theil auf der Insel selbst, zum Theil außerhalb derselben in offenen, oder leicht befestigten Vorstädten, Oppida oder Suburbia genannt, wohnend, die Bevölkerung anschloß. Ein solches Suburbium ist für die Stelle, wo jetzt die Altstadt steht, ausdrücklich bezeugt. Die Brandenburger Chronik bei Pulkawa[3]) sagt, daß Fürst Pribislav Prämonstratensermönche aus Leitzkau an die Kirche des heiligen Gothard, im Suburbium bei Brandenburg, als Canonici verpflanzt habe. Dieses Suburbium führt auch den besonderen Namen Parduin. Für die Stelle, auf welcher gegenwärtig ein Theil der Neustadt steht, ist eine solche Vorstadt nicht bezeugt, allein die ältesten Theile der Neustadt liegen der Burg viel näher, als die der Altstadt, und es ist nicht abzusehen, warum sich nicht auch hier, unter dem Schutze derselben, eine Bevölkerung niedergelassen haben sollte, und ich möchte das später entstandene „deutsche Dorf" nicht in Gegensatz setzen zu dem wendischen Dorfe Parduin, wie Heffter es thut, sondern zu der, auf jener Havelseite gelegenen, wendischen Stadt. Wie dem auch sei; Brandenburg ist in jener Zeit, wenn man von den Seestädten absieht, der bedeutendste Ort diesseits der Elbe gewesen. Heinrich's Kriegszug wendet sich vornehmlich gegen diesen Ort, und als die Deutschen unter Otto I. sich durch Verrath wiederum in den Besitz der Stadt setzen, so übt dieses Ereigniß eine solche Wirkung, daß die Wenden bis zur Oder sich unterwerfen. Mehr aber als Alles dieses spricht für die Bedeutung Brandenburgs, daß Otto I. es zur Hauptstadt eines Bisthums ausersah. Unter den Gründen, welche den König dazu bestimmten, darf nicht übersehen werden, daß der Ort längst in dem Triglafftempel auf dem heutigen Marienberge einen religiösen Mittelpunkt für das Havelland besaß und die Güter, welche die Stiftungsurkunde der neuen Kirche zuweis't, werden die Tempelgüter des heidnischen Gottes gewesen sein.

---

[1]) Daß die Wenden in neuerer Zeit eine gerechtere Beurtheilung gefunden, ist zum guten Theil das Verdienst L. Giesebrecht's. Doch beurtheilt selbst dieser Forscher sie hin und wieder noch zu hart, z. B. wenn er die Stelle Widuk. 1, 36. (inermes igitur urbe egredi jussi,) ꝛc. dahin deutet, daß der Mann im Kriege selbst Weib und Kind ohne Bedenken der Gewalt des Feindes überlassen habe, wenn er sich selbst dadurch retten konnte. Das liegt doch in den Worten nicht. [2]) Widukind unterscheidet loci (offene Oerter, Dörfer) castella (befestigte Orte, in denen das Kriegsvolk die Hauptbevölkerung ausmachte, Burgen) oppida und urbes. Das Verhältniß der beiden letzten Bezeichnungen ergiebt sich aus der Schilderung, welche W. von der Eroberung der urbs, quae dicitur Scitingi (Scheidungen) giebt. Hier ist die eigentliche Stadt (urbs) mit Mauern umgeben, daran lehnt sich ein oppidum, eine unbefestigte Vorstadt, welche niedergebrannt wird, ehe man jene belagert (W. I., 9). Dasselbe Bild giebt er uns von einer slavischen Stadt (III., 45), dort wird ebenfalls ein oppidum außerhalb der Mauern erwähnt. Andrerseits bezeichnet er aber auch den ganzen Ort mit urbs und die dazu gehörige Burg mit praesidium (II., 24). Eine Stadt im altdeutschen Sinne unterscheidet sich von einem Dorfe nur durch die Befestigung und, das Moment der Befestigung in's Auge gefaßt, heißt ein solcher Ort auch castrum, castellum; eine bloße Burg wird aber kaum urbs genannt werden. [3]) R. C. D. IV., 1. S. 3.

Dergleichen lokale Anknüpfungen hat die Kirche ja auch anderwärts gesucht: hier setzte sie in die Herrschaft des gestürzten Götzen den Gott der Christen ein. Mochte nun die natürliche Festigkeit des Ortes die ersten Ansiedler gelockt haben, die günstige Lage mußte eine größere Bevölkerung sammeln. Dem Fischer bot die Havel mit ihren Seen reichliche Ausbeute, dem Bauer gewährten ihre grasreichen Ufer reichliche Nahrung für sein Vieh; der Handelsmann konnte von hier aus, unter dem Schutze seines Landesfürsten, die Verbindung mit den Deutschen jenseits der Elbe, besonders auf der Straße nach Magdeburg suchen, andrerseits den Handel mit den ostwärts gelegenen Stammgenossen vermitteln. Lange hat auch Brandenburg unter den märkischen Städten die erste Stelle behauptet, bis Berlin-Köln es aus derselben verdrängte, bis der Oderhandel Frankfurt groß machte, bis die Gunst des preußischen Königshauses Potsdam erhob. Jetzt ist es auf die vierte Stufe hinuntergesunken[1]).

Nach dem Entwickelten dürfte der Entwurf des folgenden Gesammtbildes des alten Brandenburg nicht zu gewagt erscheinen.

Auf der heutigen Dominsel, von breiteren Wassermassen umspült, als wie sie gegenwärtig gewöhnlich erscheinen, lag die Veste Brandenburg; auf ihr residirte der Fürst mit seinem bewaffneten Gefolge; hier sammelte sich von Zeit zu Zeit um seine Person der Adel des Havellandes zu den Landtagen, in denen das Wohl des Landes berathen ward. Hier wurden die Einfälle in das Land der verhaßten Deutschen geplant, welche zu so blutigen, endlosen Kämpfen führten; hier suchte man Sicherheit nach der Niederlage und, setzte der Feind nach, so flüchtete auch der außerhalb Wohnende sich und seine Habe eilig in die Burg. In friedlichen Zeiten wohnte eine größere Bevölkerung zu beiden Seiten des Flusses, trieb Fischerei, Viehzucht, Gewerbe und Handel; dann kam auch der deutsche Kaufmann herüber, bot seine Waaren feil und erhandelte die Produkte des Landes. Mit diesen Städtern beriethen an bestimmten Tagen die Landbewohner die Angelegenheiten des Bezirks und tauschten hier die Produkte ihrer Arbeit gegen die Erzeugnisse des Städters ein.[2]) Auf dem Berge stand der hölzerne Tempel des dreiköpfigen Triglaff, eine weit berühmte Cult- und Orakelstätte, bei deren Priesterschaft der Staat, wie der Einzelne die Offenbarung des Gottes suchte. Zu den heiligen Festen des Gottes aber wird hier eine große Menschenmenge zusammengeströmt sein, geopfert, sich gefreut, gelärmt und getrunken haben zu Triglaff's Ehren. Dichte Laubwälder zogen sich bis hart an die Ufer des Flusses und der Seen.[3])

IV. Fernere Kämpfe um Brandenburg.

Nachdem durch den Verrath Tugumirs Brandenburg und mit dieser Hauptfeste das Land bis zur Oder unter die deutsche Herrschaft zurückgefallen war, dachte Otto darauf, diese Gebiete durch ein festeres Band an das Reich zu knüpfen. Der Gegensatz, in dem sie zu diesem standen, war ein nationaler und religiöser; der letzte wirkte am stärksten. Es galt daher, an die Stelle der vereinzelten Missionen die Kirche selbst mit starken Wurzeln in das friedliche Land zu verpflanzen, um durch ihre Wirksamkeit das Heidenthum, diesen stärksten Gegner, zu überwinden. So entstand in den Havelgegenden 946 das Bisthum zu Havelberg und drei Jahre darauf das zu Brandenburg.[4])

Es war damit in dieser Stadt ein Mittelpunkt geschaffen für alle die Bestrebungen, welche sich auf die Germanisirung und Bekehrung des Wendenlandes richteten. Unter dem Schutze des Bischofs und der deutschen Besatzung in der Burg, werden sich nun, von der günstigen Lage des Ortes angezogen, Deutsche hier niedergelassen und mit der früher leibeigenen, jetzt natürlich frei gewordenen alten deutschen Bevölkerung, die erste christliche Gemeinde gegründet haben. Bei einem Theile der Wenden wankte der Glaube an die ohnmächtigen Götter längst; ein anderer wird sich aus Rücksichten der Klugheit der neuen Sonne zugewendet haben. Zu diesem, dessen Gewinn freilich von sehr zweifelhaftem Werthe war, gehörten Leute wie Tugumir, dessen Name sich in dem Todtenbuche eines christlichen Klosters verzeichnet findet. Aber um so fester und entschiedener hielt die Masse des wendischen Volkes im Hasse gegen Christenthum und Deutschthum zusammen, auf die günstige Gelegenheit zur Abwerfung des doppelten Joches lauernd. Diese Gelegenheit bot sich mehr als einmal dar durch den Hader, welcher in der königlichen Familie und in der der Billunger herrschte. Hier glaubte sich des Markgrafen Hermann Brudersohn, Wichmann, ein ruheloser Mann, in seinen Interessen verletzt, ging zu den Wenden über, fand Aufnahme bei dem Fürsten

---

[1]) Dieses Sinken ist nicht zum geringsten Theil verschuldet worden durch den unglücklichen und kindischen Zwiespalt zwischen den Bewohnern der Alt- und denen der Neustadt vor der Vereinigung beider Städte. S. darüber: Gobbin, über das Verhältniß beider Städte vor der Vereinigung: I. Jahresbericht des Historischen Vereins, S. 13. [2]) villae (Dörfer) illuc pertinentes sagt die Stiftungsurkunde R. C. D. VIII., S. 91. Unter den Städten wird Pritzerbe genannt. [3]) vergl. Hechel: Ueber einige naturgeschichtliche Verhältnisse aus Brandenburg's Vorzeit. I. Jahresbericht des Histor. Vereins. S. 33 fl. [4]) Das Nähere darüber bei Heffter, Geschichte, S. 38 fl., bei Riedel in der Einleitung zum Codex I., 8.

Stoinef, und machte mit dessen Hülfe verheerende Einfälle in das Sachsenland. Auf einem dieser Plünderungszüge hieben die Wenden die ganze Bevölkerung einer Stadt, welche Hermann nicht schützen konnte, gegen den Vertrag nieder.

Auch Markgraf Gero durfte das Schwert nicht aus der Hand legen und, wenn er auch mit größerem Erfolge stritt, als Hermann, so kam doch erst nach Otto's glorreichem Siege auf dem Lechfelde durch dessen persönliches Eingreifen in diese Dinge Einheit und mit ihr der Erfolg in die Unternehmungen gegen die Slaven. In demselben Jahre nämlich, in welchem er die Ungarn, Deutschlands langjährige Peiniger, vernichtet hatte, erschien der rastlose König im Lande diesseits der Elbe, drang, alle Friedensanerbietungen verwerfend, bis zur Recknitz vor, wüstete und brannte im Wendenlande zur Strafe für jene Niedermetzelung der Deutschen. In seinem Gefolge befand sich der Böhmenherzog Boleslav, andere Slaven fochten mit ihm gegen ihre Stammgenossen. Aber es fehlte nicht viel daran, daß die Wenden ihm und seinem Heere den Untergang bereiteten. Schon hatten sie die Deutschen von allen Seiten umringt; schwer litt das Heer an Hunger und Krankheit. Da ward Markgraf Gero, ein Mann ebenso bewährt in den Geschäften des Friedens wie des Krieges, gewandt in der Rede, aber geneigter, die rasche That als das Wort in die Wagschale der Entscheidung zu werfen, der Retter des Königs und des Heeres. Nach einer fruchtlosen Verhandlung mit Stoinef führte er während der Nacht den Wenden eine Heeresabtheilung in den Rücken und wandelte so die Gefahr in einen glänzenden Sieg um. Stoinef fiel; das Lager der Feinde ward erobert; bis in die späte Nacht dauerte das Gemetzel. Am folgenden Tage pflanzte man Stoinefs Haupt in der Ebene auf, ringsumher wurden viele Hunderte von Gefangenen niedergehauen; Stoinefs Berather stach man die Augen aus, riß ihm die Zunge aus dem Munde und ließ den Menschen in diesem jammervollen Zustande unter Haufen von Cadavern hülflos liegen.[1])

Diese Mittel waren freilich nicht dazu angethan, Deutschthum und Christenthum den Wenden angenehm zu machen, diese verharrten daher lieber im Verzweiflungskampf, ehe sie sich beugten. Markgraf Gero ward alt und mürbe in diesen Kämpfen; durch den Tod eines Sohnes tiefgebeugt, pilgerte er nach Rom, legte dort dem heiligen Petrus sein Schwert zu Füßen, empfing vom Papste einen Arm des heiligen Cyriacus zum Lohn, zog sich darauf in das, von ihm gegründete, Kloster Gernrode zurück und legte 965 den müden Leib zur Ruhe. An seine Stelle ward Dietrich als Markgraf eingesetzt.

Als Kaiser Otto 973 heimging, durfte das Wendenland als unterworfen betrachtet werden. Allein, während sein Sohn und Nachfolger Otto II. gegen Böhmen und Polen focht, lagerte eine drückende Schwüle über den Havelgegenden und ahnungsvollen Gemüthern, wie dem Grafen Siegfried von Stade, kündete sich der nahende Aufstand der Slaven im Traume an. Da warf der rücksichtslose Hochmuth des Grafen Dietrich den Funken in die Zündmasse und im Jahre 983 brach die Empörung in hellen Flammen aus. Die Luitizer warfen sich plötzlich auf Havelberg, hieben die Besatzung nieder und stürzten Kirche und Bisthum. Drei Tage darauf erschienen sie vor Brandenburg; der Bischof Volkmar machte sich von dannen, auch Dietrich, jetzt ebenso feige, wie früher hochmüthig, entfloh mit der Besatzung. Da brach ein blutiger Tag über Brandenburg herein; viele Wehrlose, Priester wie Laien, wurden hingemordet. Die Leiche des Bischofs Dodilo riß man aus der Gruft, beraubte sie der Gewänder und warf sie dann wieder hin. Von neuem triumphirte Triglaff über Christus. Das geschah um dieselbe Zeit, als Kaiser Otto um sein süditalisches Reich so unglücklich focht.

Als er in demselben Jahre in ein zu frühes Grab sank und sein unmündiger Sohn Otto ihm folgen sollte, fand Heinrich von Baiern, des jungen Königs Vormund, in den eigenen ehrgeizigen Plänen Unterstützung bei Wenden, Polen und Böhmen, nicht so bei der Mehrzahl der Deutschen. Otto III. erfreute sich bald allgemeiner Anerkennung, unterwarf in der Folge Böhmen und konnte auch das gestürzte Bisthum Meißen wiederherstellen. Nach solchen Erfolgen durfte der junge König auch an die Wiedergewinnung des Wendenlandes denken. Er rüstete 991 ein großes sächsisches Heer, mit dem sich polnische Hülfsvölker vereinten, und wandte sich gegen Brandenburg. Die Unternehmung hatte raschen Erfolg, die Stadt ergab sich nach einer kurzen Belagerung. Aber als Otto abzog, wußte sich ein gewisser Kizo, ein Sachse von Geburt, der über Markgraf Dietrich zu klagen hatte, durch einen kecken Handstreich mit Hülfe der Luitizer, welche ihn aus Haß gegen die Deutschen unterstützten, in den Besitz Brandenburgs zu setzen, von wo aus er Sachsen mit Plünderungszügen heimsuchte.[3]) Da erschien Otto wiederum mit einem starken Heere, begleitet von den Herzögen von Baiern, Polen und Böhmen. Einer solchen Macht wagte Kizo nicht zu trotzen; er bat um Frieden und erhielt ihn vom Könige auf Zureden der Fürsten im Heere, die eine langwierige Belagerung scheuen mochten. Wie man annehmen muß, hat er die Oberhoheit des deutschen Königs anerkannt, ist aber dadurch mit seinen wendischen Bundesgenossen in Conflikt gerathen; denn bald

---

[1]) Es ist nicht ein Wende, der das berichtet, sondern ein Deutscher. Widuk. III., 55. [2]) Thietm. II., 13. [3]) Ann. Hildesh. a. 991. Thietm., IV., 15.

darauf übergab er, aus Furcht vor denselben, die Stadt der Gewalt der Deutschen, welche diesen Zwiespalt klug benutzt haben werden.[1]) Aber über diesen Verrath in Wuth versetzt, stürmten die Luitizer mit ihrer ganzen Macht herbei und berannten die Stadt. Otto, der sich eben in Magdeburg befand, sandte ein eilig zusammengerafftes Heer unter Führung des Markgrafen Eckardt und des Pfalzgrafen Friedrich zum Entsatz nach Brandenburg.[2]) Als es heranzog, warfen sich die Wenden mit Heftigkeit über dasselbe, rissen es auseinander, so daß der eine Theil sich eilig in die Stadt werfen, der andere den Rückzug antreten mußte, welcher ihm nicht ohne Verlust gelang. Auf die Nachricht von diesem Unfalle eilte Otto selbst herbei und zwang die Wenden zum eiligen Abzuge. Die Freude der Befreiung machte sich in der Burg durch ein lautes Kyrie eleison kund, welches das Entsatzheer ebenso freudig beantwortete. Kizo verlor in der Folge die Herrschaft über Brandenburg an einen gewissen Bolibut. Es bleibt zweifelhaft, wie dieser sich zu den Deutschen gestellt hat; die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er die deutsche Herrschaft zuerst anerkannt, dann aber abgeworfen habe.

Es folgt nun eine kurze Zeit des Friedens zwischen den Deutschen und den Luitizern. Als Otto nach Rom zur Kaiserkrönung zog, befanden sich tausend wendische Reiter in seinem Gefolge. Leider waren es die deutschen Wirren auch hier wieder, welche den Wenden den Muth zu neuer Erhebung gaben. Als nämlich nach dem Tode Otto's im Jahre 1002 Streitigkeiten um den Thron ausbrachen, gewann der Polenherzog die Macht, sich des ganzen südlichen Wendenlandes zu bemächtigen, während im Norden ein Brandenburger, Wilk mit Namen, sich eine Herrschaft gründete und sogar über die Elbe vordrang. Solche Erfolge ermuthigte die Wenden zum Aufstande und zur grausamsten Verfolgung der Christen. Die bischöfliche Kirche in Hamburg ging in Flammen auf, man schnitt den Priestern das Zeichen des Kreuzes in die Kopfhaut und labte sich an ihren Qualen.

Eine Aenderung dieses Verhältnisses fand unter der Regierung Heinrich II. statt. Interne Händel gab es zum Glück für die Deutschen nicht bloß bei ihnen, auch die Slaven litten schwer darunter und verdanken denselben bis in die neuere Zeit hinein ihr nationales Unglück. Die Wenden standen längst in blutiger Fehde mit den Polen, und jetzt gerade hatten sie die herrschsüchtigen Pläne zu fürchten, mit denen Boleslav die Grenzen seines Reiches immer weiter hinauszuschieben trachtete.

Als Heinrich mit diesem bald nach seiner Thronbesteigung in ein feindliches Verhältniß trat, zogen die Luitizer es vor, sich mit den Deutschen auf guten Fuß zu stellen. Ihre Gesandten erscheinen im Jahre 1003 am königlichen Hofe zu Quedlinburg und lassen sich durch das kluge Benehmen des Königs, durch Geschenke und Versprechungen so an ihn fesseln, daß sie aus Feinden seine besten Freunde werden.[3]) Diese Politik schaffte Heinrich im Wendenlande mehr Einfluß, als seine beiden Vorgänger je gehabt. Nicht nur, daß die Luitizer seine Oberherrschaft anerkannten, sie versammelten sich mit ihm auf Landtagen und leisteten ihm Heeresfolge; Markgrafen walteten unter ihnen, erhoben für den König Tribut, welcher über Landbesitz im Wendenlande verfügen durfte. Auch der Bischof Wigo von Brandenburg dachte daran, den Zehnten im Lande Heveldun wieder zu erheben, wenigstens ließ er sich durch eine Urkunde des Königs dazu ermächtigen.[4])

So schien auf blutgetränktem Boden beim Ausgange der Ludolfinger sich ein freundlicheres Verhältniß zwischen Deutschen und Wenden zu gestalten.

---

[1]) Thietm. IV.: nostris delenitus blanditiis. [2]) In diesem Heere befanden sich vier Verwandte Thietmar's von Merseburg, der uns diese merkwürdigen Ereignisse berichtet. liber. IV., 15. [3]) Thietm. V., 19. [4]) Bei R. C. D. I., VIII., S. 100. Nachträgliche Bemerkung: Müllenhoff's deutsche Alterthumskunde, Band I., habe ich in Bezug auf Pytheas nicht mehr benutzen können.